

WORT UND SAKRAMENT

- EINE EUCHARISTISCHE MEDITATION -

was tun wir, was ereignet sich, wenn wir als Christen zusammenkommen, um den Gottesdienst zu feiern, vor allem die heilige Eucharistie.? Ich möchte in drei Meditationen einige Erwägungen dazu ausbreiten. Die Motive, die uns dabei leiten sollen, entnehmen wir dem Bericht von der ersten Eucharistiefeyer, die Christen nach Ostern gefeiert haben: es waren die Emmausjünger. Wir eröffnen unsere Meditationen jeweils mit der Lesung der entsprechenden Verse aus dem Emmausbericht. Im übrigen orientieren wir uns für die Gliederung der Meditationen an der bekannten Trias „Martyria-Leiturgia-Diakonia“, die die zentralen Lebensvollzüge der Kirche allüberall sind und dann sakramental verdichtet auch in der Feier der Eucharistie vorkommen.

1) „BRANNT UNS NICHT DAS HERZ , ALS ER UNS DEN SINN DER SCHRIFT ERSCHLOSS?“

„Am ersten Tag der Woche waren zwei von den Jüngern auf dem Weg in ein Dorf namens Emmaus, das sechzig Stadien von Jerusalem entfernt ist. Sie sprachen miteinander über all das, was sich ereignet hatte. Während sie redeten und ihre Gedanken austauschten, kam Jesus hinzu und ging mit ihnen. Doch sie waren wie mit Blindheit geschlagen, so dass sie ihn nicht erkannten. ... Da sagte er zu ihnen: Begreift ihr denn nicht? Wie schwer fällt es euch, alles zu glauben, was die Propheten gesagt haben. Musste nicht der Messias all das erleiden, umso in seine Herrlichkeit zu gelangen? Und er legte ihnen dar, ausgehend von Mose und allen Propheten, was in der gesamten Schrift über ihn geschrieben steht. ... Und sie sagten zueinander: Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schrift erschloss?“(Lk 24, 13-16.25-27.32)

Als der auferstandene Herr sich den beiden Emmausjüngern anschloß, sprach er mit ihnen. Sie sprachen über das, was jüngst in Jerusalem geschehen war: das war die Sache mit Jesus, auf den man so viele Hoffnungen gesetzt hatte, der aber nun gekreuzigt worden war. Und dann stellte der unerkannt mit ihnen gehende Herr diese Ereignisse in die große Geschichte Israels und stellte fest, dies alles habe sich

so ereignen müssen; denn in all dem habe sich Gottes Wille ereignet. Was bei diesem österlichen Gang gesprochen wurde, das war, wie wir sagen dürfen, nicht weniger als Gottes Wort. Es berührte das Herz der beiden Jünger zutiefst. „Brannte nicht unser Herz, als wir mit ihm sprachen und als er uns die Schriften auslegte!“, werden sie bald feststellen. Zuvor hatten sie den unerkannten Begleiter noch zu sich eingeladen, denn es sei schon Abend. Und dann war es zum Brechen des Brotes gekommen, - woran sie erkannten, dass es „der Herr“ sei. Beides miteinander - Wort Gottes und eucharistisches Brotbrechen - bildet bis heute die Grundstruktur des Gottesdienstes der Kirche. Wir wollen zunächst über den Teil des Gottesdienstes, den wir den Wortgottesdienst nennen, nachdenken. Ich wage, recht weit auszuholen. Aber wir werden uns dabei nicht verlaufen, sondern bald zu dem zurückkommen, was uns, wie wir vielleicht meinen, vertrauter ist. Es ist meine Hoffnung, dass wir auf dem Ausflug in gewöhnlich unbetretene und darum unbekannte Gefilde einiges sehen, das uns dann bei der Deutung dessen, was Wort Gottes und Wortgottesdienst heißt, behilflich sein kann.

Wir fragen zunächst nach dem, was Sprache und Gespräch heißt. Wenn wir erfassen wollen, was die Sprache ist, dürfen wir uns von vornherein dem Verständnis aller Wirklichkeit nicht überlassen, das auf die Auffassung hinausläuft, alles, was sei, habe die Gestalt einer Monade, bilde also eine in sich geschlossene Einheit. Jede Monade sei so etwas wie eine in sich abgekapselte Einheit, die zu den anderen Monaden keine eigene Beziehung habe, sie sei also ein Haus ohne Fenster und Türen. Sie habe ein Innenleben, aber zwischen ihr und den anderen Monaden gebe es keine Beziehung. Unendlich viele Monaden bestünden nebeneinander. Die Welt als die Summe der unendlich vielen in sich geschlossenen Zellen sei das von einem göttlichen Geist vorgedachte und vorbestimmte Miteinander ungezählter Monaden. Es walte zwischen ihnen, so sagt zum Beispiel Leibniz, eine „prästabilierte Harmonie“. Wer die Welt als das Nebeneinander von Monaden versteht, wird nicht leicht sagen können, was die Sprache ist. Wenn wir dies erfassen wollen, müssen wir ein anderes Verständnis der Wirklichkeit zugrundelegen.

Es besteht darin, dass alles, was ist, anderem erscheint und von anderem wahrgenommen werden kann. Es äußert sich und tritt so zu anderem in Beziehung, und dieses andere antwortet. Alles, was ist, hat ein Innen und ein Außen. Alles, was ist, lebt in sich und tritt zugleich in die Welt hinein in Erscheinung. Beides ist unaufhebbar miteinander gegeben. Und so ist alles, was ist, eingebettet in eine Gesamtwirklichkeit, in der letztlich alles mit allem vernetzt ist. Wir könnten einmal so formulieren: alles, was ist, innert sich und äußert sich. Was wir so zu erfassen versuchen, gibt es schon auf den untersten Stufen der Wirklichkeit, im Bereich der nur-materiellen Dinge. Es nimmt auf den höheren Stufen der Wirklichkeit intensivere Formen an: bei den Pflanzen, ganz deutlich auch bei den Tieren, die ein Innenleben, ja ein Bewusstsein, haben und sich gleichzeitig äußern können. Was sie äußern, kann von anderem aufgenommen

werden, es kann auf sie reagiert werden. Auf der Stufe des Menschseins ist das Gesuchte dann ganz klar: der Mensch hat ein Binnenleben, wir sagen gewöhnlich: er hat eine Seele, aber er steht auch in Verbindung mit der Welt, in die hinein er sich äußert, vor der er erscheint. Wenn ein Mensch sich in Freiheit auf einen anderen Menschen hin äußert, genau dann haben wir es mit dem wunderbaren Phänomen der Sprache zu tun. Das Innere äußert sich auf den gegenüberstehenden Partner hin, dieser versteht dessen Sprache und kann dann antworten. Wieder äußert sich dann ein Inneres. So ist die Sprache ein Medium des Miteinanders der leiblich-geistigen Wesen, die wir Menschen ja sind. Sie ist etwas Geistiges, dem aber auch eine leibliche Dimension wesentlich eigen ist. Jedes Wort zeigt sich als geschriebenes unseren Augen oder dringt als gesprochenes an unsere Ohren. Wir sehen bis jetzt: die Wirklichkeit ist nicht die vorausgedachte und – bestimmte Harmonie von Monaden, sondern ein lebendiges Netz der Beziehungen, kurz: Gespräch. „Die Welt ist keine Scheibe, die Welt ist auch keine Kugel, die Welt ist ein Gespräch“, hat jemand (Stefan Seidel) ganz richtig formuliert.

Und nun gehen wir einen Schritt weiter: dürfen wir das, was wir bisher zu beschreiben versuchten, auch auf Gott, den Schöpfer und Vollender seiner Welt, anwenden? Diese Frage ist von denkenden Menschen immer wieder erörtert worden. Viele haben gesagt und sagen es auch heute: nein, wir dürfen dies auf Gott nicht anwenden. Er wenigstens ist eine Monade, freilich eine jenseitige, unendliche Monade, so wird gesagt. Bestenfalls könnten wir sie im Bild der Sonne darstellen, die, ob sie es will oder nicht will, einen Hof von Licht und Wärme um sich herum verbreitet. Dieser Hof wäre dann die Welt. Dies würde einschließen, dass er ein schweigendes jenseitiges Wesen ist und wir müssten schließlich auch verstummen, wenn es um dieses Wesen geht. Kein Wort könnte es fassen. Es würde nicht zu uns sprechen, und wir könnten ihm nicht antworten.

In der Bibel wird aber ein anderes Verständnis Gottes bezeugt: da ist Gott einerseits der jenseitige, absolute Grund der Welt, andererseits ist er aber auch ein sprechender, ein Beziehung aufnehmender Gott. Er ist nicht eine absolute Monade, sondern von Ewigkeit zu Ewigkeit in sich Gespräch und Wort für uns. Wir können so sagen: das Wunder, dass die Welt, in der leben und die wir kennen, das ständige Miteinander und der unentwegte Austausch von Innen und Außen und auf der menschlichen Ebene von Wort und Antwort ist, ist ein entzifferbarer Hinweis auf das Wesen ihres göttlichen Ursprungs, eine wahrnehmbare Spur Gottes in seiner Welt: dieses Wunder kann nur von dem gewirkt werden, der seinerseits Gespräch ist: in sich und mit uns. Hier haben wir es mit der Grundbestimmung Gottes, wie wir sie christlich bekennen und bezeugen, zu tun.

Wir gehen noch einen Schritt weiter. Wenn Gott spricht – in sich in seinem dreifaltigen, ewigen Leben, und zu uns in dem, was wir gewöhnlich Offenbarung nennen -, dann lallt er nicht, sondern er spricht vernehmlich, nicht jetzt ein Ja, und dann ein Nein. Nein, er spricht eindeutig. Er spricht in sich und zu uns ein Wort, das nur eines mitteilt. Wir nennen es die Liebe Gottes.

Wenn Gott einerseits frei und andererseits vernehmlich zu seiner Welt spricht, dann hat sein Wort auch eine recht genaue Gestalt, die freilich in sich so reich ist, dass sie in ihrem Reichtum sogleich auf ihren Ursprung, das ist Gott, zurückverweist. Wo begegnet uns nun dieses freie und genaue und darin überbordend reiche von Gott gesprochene Wort? Die Antwort des Glaubens lautet: Gottes Wort ist kein bloßes Wort, sondern als Liebe eine schöpferische Tat, ein Tatwort. Am Anfang der Bibel heißt es: Und Gott sprach: es werde, und es ward. Wenn Gott spricht, entsteht ein Wort, das selbst Geschichte ist. Israel in seiner Geschichte und Jesus, der Sohn Marias und Gottes fleischgewordenes Wort, beide in ihrem Miteinander, sind das eine Wort Gottes in dieser Welt. Von diesem in der Geschichte und als Geschichte ergangenen Wort Gottes sprechen dann die Texte der Bibel. Von Israel, dessen Geschichte Gottes Wort in der Geschichte ist, spricht das Alte Testament, von Jesus, in dessen Leben sich das Wort Gottes, das Israel ist, fortsetzt und vollendet, spricht das Neue Testament. Die Predigt und die Katechese können auch als Wort Gottes bezeichnet werden, aber nur in dem Sinne, als sie das in der Heiligen Schrift aufbewahrte Wort Gottes je hier und heute zu Gehör bringen und auslegen – mit dem Ziel, dass so unser Glaube geweckt und genährt wird.

Dass Gott in sich Gespräch ist und für uns ein Wort hat, das ist etwas ganz und gar Wunderbares. Wenn wir dieses Wort vernehmen und annehmen – in dem, was den Glauben nennen –, dann kommt unser Herz, das von sich her unruhig ist, weil es auf die Begegnung mit diesem Wort angelegt ist, zur Ruhe; denn es ist wahr: „Gottes Wort ist unserem Fuß eine Leuchte“.

Als die Emmausjünger Jesus trafen, da ging der mit ihnen, der selbst das Wort Gottes ist. Und er sprach so über sich, dass er die Schriften Israels erläuterte und auf sich bezog. So begegneten die beiden Emmausjünger dem Wort Gottes. Und es brannte ihr Herz, als sie dies erlebten. Es gab ihnen neue Kraft, neuen Mut, neue Freude. Als sie sagten: Herr, bleibe bei uns; denn es will Abend werden, da sagten sie in Wahrheit ihr Ja zu dem, was ihnen widerfahren war. Es war ihr Glaubensakt. Und dann konnten sie mit dem Herrn die Eucharistie feiern. Er brach mit ihnen das Brot.

Was ich bisher geschildert habe, das ist das, was sich in jeder Eucharistiefeier wieder ereignet. Vor uns und für uns werden Texte aus der Bibel vorgelesen. Sie sind Texte, in denen das Wort Gottes, das in der Geschichte gesprochen wurde, aufbewahrt ist und durch deren Verlesung und dann Auslegung vor uns und für uns nun das Wort Gottes zu uns kommt. Gott spricht zu uns, damit wir es hören und so zum Glauben rufen lassen. Weil sich dies in Wahrheit ereignet, darum fügt der Lektor an die Lesung an: Wort des lebendigen Gottes, damit wir dann gläubig antworten: Dank sei Gott!, und darum schließt der Priester an das Evangelium den Ruf an: Frohbotschaft unseres Herrn Jesus Christus!, damit wir dann im Glauben antworten: Lob sei dir, Christus.

Als Jesus bei einer anderen Gelegenheit und schon vor Ostern das Gleichnis von dem Sämann erzählte, der das Saatgut ausgestreut hat, das dann auf steinigem

Grund oder unter die Disteln und Dornen oder schließlich auf fruchtbaren Boden fiel, da hat er selbst auch eine Auslegung angeschlossen. Er hat das im Bild Gesagte auf die verschiedenen Menschen und ihre Bereitschaft, den Samen des Wortes Gottes zu hören, bezogen. Er hat damit vorbildlich beides miteinander verwirklicht: das Vortragen des Wortes Gottes, hier im Gleichnis, und das Auslegen des vorgetragenen Wortes in dem, was wir heute Homilie oder Predigt nennen. Und so bleibt es in der Kirche immer: an die Verlesung des Wortes der Schrift schließt sich seine Deutung für die jeweils jetzt anwesenden Hörer an: die Predigt. Lesung und Auslegung gehören also im Gottesdienst der Kirche zusammen. Und wenigstens sonntags wird dem auch entsprochen. So wird den zum Gottesdienst versammelten Menschen Gottes Wort nahegebracht.

Und wenn sie es auf diese Weise nicht nur äußerlich vernommen, sondern mit dem Herzen aufgenommen haben, dann können sie auch darauf antworten: im Bekenntnis des Glaubens. Dies tun sie gemeinsam, denn die Verlesung und die Auslegung des Wortes Gottes wollte und sollte zwar jeden einzelnen treffen, aber jeden einzelnen doch, insofern ein Glied der Kirche und nun mit den anderen zum Gottesdienst der Kirche versammelt ist. Und so ist es auch richtig, dass der Glaube im Sprechen eines Bekenntnistextes zu Ausdruck kommt, der der Kirche und damit allen Christen gemeinsam gehört. Und so beten oder singen wir im feierlichen Gottesdienst das Credo, das Glaubensbekenntnis der Kirche. Es ist die Antwort auf das Wort, das Gott für uns hat und das an unser Ohr und in unser Herz gedrungen ist. So ist der Wortgottesdienst selbst Gespräch: Gottes mit uns Menschen und der Welt, von uns Menschen und der Welt mit Gott. Wenn man dies recht bedenkt, ist es etwas Erstaunliches, etwas Wunderbares, das wir Woche für Woche im Gottesdienst der Kirche mit innerer Anteilnahme, ja Gläubigkeit mittragen, mitfeiern dürfen und sollen. Denn es ist wahr: „Gottes Wort ist unserem Fuß eine Leuchte“.

2) „ALS ER MIT IHNEN BEI TISCH WAR, BRACH ER DAS BROT UND GAB ES IHNEN“

„Sie, Jesus und die beiden Jünger, erreichten das Dorf, zu dem sie unterwegs waren. Jesus tat, als wolle er weitergehen, aber sie drängten ihn und sagten: Bleib doch bei uns; denn es wird bald Abend, der Tag hat sich schon geneigt. Da ging er mit hinein, um bei ihnen zu bleiben. Und als er mit ihnen bei Tisch war, nahm er das Brot, sprach den Lobpreis, brach das Brot und gab es ihnen. Da gingen ihnen die Augen auf, und sie erkannten ihn; dann sahen sie ihn nicht mehr.“ (Lk 24, 28-31)

Martyria, Leiturgia, Diakonia – diese Leitworte lassen uns die richtigen Pfade beschreiten, wenn wir nach dem suchen, was unsere Kirche und ihre Mitte, die Feier der Eucharistie, ausmacht. Martyria, das meint das Leben der Kirche und der Christen aus Gottes Wort – darüber haben wir in der ersten Meditation nachgedacht. Leiturgia, das ist das Leben in und aus der Gemeinschaft mit der Kirche, die das Volk Gottes und der Leib Christi ist. Sie tritt in der eucharistischen Mahlfeier, im Brechen des Brotes, besonders hervor. Über sie lege ich heute einige Gedanken vor. Und dann die Diakonia, die hilfsbereite Aufmerksamkeit für die Brüder und Schwestern neben uns. Sie wird das Thema der dritten Meditation sein.

Als die beiden Emmausjünger zusammen mit ihrem Begleiter nach Emmaus kamen, da traten sie zusammen mit ihm in ihr Haus ein. Sie hatten ihn gedrängt, bei ihnen zu bleiben; denn die Nacht war vorgedrungen; und sie wollten ihm, der ihnen die Schriften Israels so bewegend aufgeschlossen hatte, ihre Gastfreundschaft erweisen. Nun sitzen sie bei Tisch. Da geschieht etwas Überraschendes: er nimmt das Brot, spricht den Lobpreis, bricht das Brot und gibt es ihnen. Das heißt: er reicht ihnen das eucharistische Brot, und nun erkennen sie ihn. Es ist Jesus, der Herr. Doch entzieht er sich in dem Augenblick, in dem sie ihn erkennen, auch wieder. Es bleibt dabei: der auferstandene Herr lebt beim Vater, er sitzt zu dessen Rechten, und nur so ist er bis ans Ende der Tage bei den Seinen.

Die christliche Kirche hat aus den Ereignissen, die von der Wanderung der Emmausjünger berichtet werden, abgelesen und abgeleitet, wie sie mit dem Herrn, dem erhöhten Kyrios Christus, verkehrt. Sie tut es, in dem sie sein Wort hört und glaubt. Dies geschieht in vielen Formen. Aber am entschiedensten tut sie es im Wortgottesdienst jeder Eucharistiefeier. Sie tut es aber auch, indem sie in derselben Eucharistiefeier das Brechen und das Essen des eucharistischen Brotes vollzieht.

Was tun wir, wenn wir dies vollziehen? Wenn wir es in einem einzigen Satz sagen wollen, können wir sagen: durch den Empfang des zum Leib Christi gewandelten Brotes lassen wir uns wandeln zu Gliedern des Leibes Christi, der Kirche. Motive aus den Predigten des hl. Augustinus aufgreifend, formuliert man gern und ganz richtig: „Empfangt, was ihr seid: der Leib Christi. Werdet, was ihr empfangt: der Leib Christ“. Zwei Begriffe sind hier zusammengefügt, das Empfangen und das Werden. Der Zusammenhang ist dieser: indem wir kommunizieren und so den Leib Christi empfangen, der uns gereicht wird, so geschieht etwas mit uns, oder besser: wir lassen etwas mit uns geschehen. Es geschieht, dass unsere in der Taufe grundgelegte Gliedschaft im Leib Christi sich darstellt und bestätigt und vertieft wird. Wir sind es gewöhnt, den Begriff der Wandlung in der Eucharistiefeier allein auf den Vorgang zu beziehen, der sich auf die Wandlung des Brotes zum eucharistischen Leib bezieht und mit dem Sprechen der Einsetzungsworte durch den Priester verbunden ist. Das ist nicht falsch, und wir werden darauf zurückkommen. Aber jetzt gilt es, in den Blick zu nehmen, dass der Begriff der Wandlung weiter zu fassen ist.

Es gibt auch die Wandlung der den Leib des Herrn empfangenden Christen. Wir können davon ausgehen, dass dem Evangelisten Johannes diese Wandlung vor Augen stand, als er seinem Evangelium seinen Eucharistietext einfügte. Es ist ja schon vielen aufgefallen, dass er da, wo es um die Einsetzung des Sakramentes der Eucharistie geht, nicht, wie die drei anderen Evangelisten, an die Überlieferung der Einsetzungsworte, die Jesus gesprochen hat, erinnert, sondern von der Fußwaschung erzählt. So wollen wir uns diesem Bericht einmal zuwenden.

Als Jesus mit seinen Jüngern das letzte Mahl vor seinem Tod hielt, da legte er plötzlich sein Gewand ab, umgürtete sich mit einem Leinentuch, goss Wasser in eine Schüssel und wusch den Jüngern ihre Füße. Dann trocknete er ihre Füße mit einem Leinentuch ab. Was ging damals in den Jüngern vor? Wie haben sie diesen Sklavendienst, den Jesus an ihnen verrichtete, empfunden? Was haben sie von dem, was sich da in Wahrheit ereignete, verstanden? Wir wissen es nicht, der Evangelist teilt es nicht mit, nur die Reaktion des Petrus ist festgehalten. Bei Petrus war nämlich die Fußwaschung von einem kurzen, aber wesentlichen Dialog begleitet. „Du, Herr, willst mir die Füße waschen?“; „Niemals wirst du mir die Füße waschen“; „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir“, das heisst: keine Kommunion mit mir; „Herr, dann nicht nur meine Füße, sondern auch die Hände und das Haupt.“ Hier erleben wir, wie Petrus verwandelt wird und sich wandelt. Er geht in diese Begegnung hinein als jemand, der noch meint, sein Leben letztlich aus seinen eigenen Kräften verstehen und gestalten zu können. Er ist schon bei Jesus, aber hat in Wahrheit noch nicht Anteil an ihm, weil er noch vom Vertrauen auf das Eigene lebt. Nun, im Dialog mit dem ihm die Füße waschenden Jesus, lernt Petrus, dass das für ihn Entscheidende nicht aus seinen eigenen Fähigkeiten aufsteigt, sondern dass er dies an sich geschehen lassen muss. Nur so wird es ihm zueigen. Er muss lernen, dass er zum Leben in Fülle nur gelangt, wenn er es sich schenken lässt. Jetzt muss er sich von Jesus die Füße waschen lassen, auch wenn das alle seine mitgebrachten Vorstellungen durchkreuzt. Er muss lernen, dass das sein Leben Tragende und Erfüllende dadurch in sein Leben tritt, dass es durch einen anderen, durch Jesus, zu seinen Gunsten geschieht. An ihm, Petrus, liegt es da nur noch, dies wahr sein zu lassen, auch an sich selbst. Das ist keine einfache Lektion. Aber Petrus lernt sie: er begreift, was sein Herr ihm gibt und sagt, er lässt den Dienst Jesu an sich geschehen, und so rückt er unversehens in die Nähe der Frau, die auch ein „Es geschehe mir nach deinem Wort“ gesprochen hatte: Maria, die Mutter des Herrn. Die Fußwaschung ereignete sich inmitten des letzten Mahles, das Jesus mit den Seinen gehalten hat. Bei diesem Mahl hat sich Jesus selbst im Brot und Wein den Jüngern geschenkt. Die Fußwaschung weist auf den inneren Gehalt des eucharistischen Mahles hin. Wie es bei der Fußwaschung darauf ankam, dass Petrus sich wandeln ließ, so kommt es auch beim eucharistischen Mahl darauf an, es geschehen zu lassen, dass der den Leib des Herrn Empfangende sich in seinen Leib, der die Kirche ist, wandeln lässt oder:

sofern die Einfügung in diesen Leib schon durch die Taufe geschehen ist, sich zu dem wandeln lässt, der die Zugehörigkeit zu diesem Leib nun lebendiger lebt.

Wenn wir die Tragweite des Vorgangs, der mit der Wandlung des Petrus geschehen ist, ermessen wollen, legt es sich nahe, dass wir darauf achten, dass sich in dieser Wandlung eine ihr schon vorausliegende andere Wandlung, Verwandlung, auswirkt und darstellt. Es ist die Wandlung, durch die Jesus etwas vollzog, das nur ihm als dem vom Vater in die Welt gesandten Sohn und Knecht Gottes möglich war: er verwandelte den ihm widerfahrenden Widerstand und dann den ihm bevorstehenden gewaltsamen Tod in ein Opfer, das zunächst denen, die ihn damals ablehnten, und dann dem Volk, aus dem er stammte, und schließlich der ganzen Welt zugute kommen konnte und sollte. Indem Jesus auf seinen Tod am Kreuz zuing, um so sein Leben als Opfer hinzugeben, erwies er sich als der Gottesknecht, der im Sinne des vierten Gottesknechtslieds des Propheten Jesaja gelitten hat und dahingerafft wurde, um so die Sünden der Vielen zu tragen. Dieses Wort „Tragen“ ist hilfreich, wenn wir verstehen wollen, was mit dem „Opfern“ gemeint ist. Durch Tragen geschieht Verwandeln und Versöhnen. Das kennen wir schon aus dem Bereich unserer natürlichen Erfahrung: wenn wir einander die Lasten abnehmen und tragen oder sogar Unrecht, das uns zugefügt wird, annehmen, ertragen, dann entsteht eine neue Situation, eine Situation, in der sich Versöhnung auswirkt und Beziehung wächst. Solches Tragen entsteht nicht aus Schwäche, sondern aus der freien und in diesem Sinne starken Entscheidung des Herzens. Das enthält einen Hinweis auf das, was sich in dem Kreuzesopfer Jesu Christi ereignet hat. Im Abendmahlssaal hat Jesus dem gewaltsamen Tod, den er vor sich sah, den Sinn gegeben, den wir mit dem Begriff Opfer, Kreuzesopfer umschreiben: Er würde ihn annehmen und darin das Unrecht derer tragen und so wenden, die ihn zu töten entschieden hatten. Er verwandelte das, was sich anbahnte, in ein Opfer, aus dem Frieden und Versöhnung entsprängen. Was ich meine sagen zu sollen, hat unser Papst Benedikt während seiner Predigt auf dem Kölner Weltjugendtag so treffend entfaltet, dass ich den Abschnitt, in dem er dies vor allem getan hat, zitieren möchte:

„Wie kann Jesus seinen Leib austeilen und sein Blut? Indem er Brot zu seinem Leib und Wein zu seinem Blut macht und austeilt, nimmt er seinen Tod vorweg, nimmt er ihn von innen her an und verwandelt ihn in eine Tat der Liebe. Was von außen her brutale Gewalt ist – die Kreuzigung –, wird von innen her ein Akt der Liebe, die sich selber schenkt, ganz und gar. Dies ist die eigentliche Wandlung, die im Abendmahlssaal geschah und die dazu bestimmt war, einen Prozess der Verwandlungen in Gang zu bringen, dessen letztes Ziel die Verwandlung der Welt dahin ist, dass Gott alles in allem sei (vgl. 1 Kor 15,28). Alle Menschen warten immer schon irgendwie in ihrem Herzen auf eine Veränderung und Verwandlung der Welt. Dies nun ist der zentrale Verwandlungsakt, der allein wirklich die Welt erneuern kann: Gewalt wird in Liebe umgewandelt und so Tod in Leben. Weil er den Tod in Liebe umformt, darum ist der Tod als solcher schon von innen her überwunden und

Auferstehung schon in ihm da. Der Tod ist gleichsam von innen verwundet und kann nicht mehr das letzte Wort sein. Das ist sozusagen die Kernspaltung im Innersten des Seins – der Sieg der Liebe über den Hass, der Sieg der Liebe über den Tod. Nur von dieser innersten Explosion des Guten her, die das Böse überwindet, kann dann die Kette der Verwandlungen ausgehen, die allmählich die Welt umformt. Alle anderen Veränderungen bleiben oberflächlich und retten nicht. Darum sprechen wir von Erlösung: Das zuinnerst Notwendige ist geschehen, und wir können in diesen Vorgang hineintreten. Jesus kann seinen Leib austeilen, weil er wirklich sich selber gibt.“ Hier zeigt sich, was gemeint ist, wenn wir vom Opfer Jesu Christi sprechen. Es ist das Ereignis, in dem in tiefstem Sinne der Friede und die Versöhnung in unsere Welt eingestiftet worden ist. Es beginnt sich da auszuwirken und auszubreiten, wo Menschen sich in dieses Ereignis einfügen lassen und so zu Gliedern seines Leibes gewandelt werden. Dies geschieht in der im Glauben empfangenen Taufe und in der Teilnahme an der Eucharistie, die auf unsere Wandlung zielt. So kommt bei und in uns an, was in Jesu Leben und Sterben für uns angelegt war.

Nun müssen wir, wenn wir von der Wandlung, die im Empfang des Leibes des Herrn an uns selbst geschehen soll, sprechen, noch etwas Wichtiges hinzufügen: wenn sich diese Wandlung wirklich und segensreich ereignet, dann ist das ein Werk des Heiligen Geistes. Wir rufen in manchen Liedern den Heiligen Geist auf uns herab und nennen ihn dann „Schöpfer Geist“. Ja, so ist es: wenn Gott etwas Neues wirkt, so tut er es durch das Wirken seines Heiligen Schöpfer-Geistes. Und das gilt auch in der Eucharistiefeier: die Wandlung, die sich mit uns ereignen soll, wenn wir den Leib Christi empfangen, ist nur als ein Werk des Heiligen Schöpfer-Geistes möglich. Darum ist es ganz wichtig, dass wir in der Heiligen Messe um den Heiligen Geist bitten. Wir nennen dieses Gebet das Epiklese-Gebet. „Epiklese“ bedeutet hier: Herabrufung des Heiligen Geistes. Ich lese hier einmal ein sehr altes und schönes Epiklese-Gebet vor. Es steht in der auf Johannes Chrysostomus zurückgehenden Göttlichen Liturgie, die die orthodoxen Kirchen feiern: „Wir rufen dich an, wir bitten dich und flehen dich an: Sende deinen heiligen Geist über uns alle und über diese Gaben, damit alle, die daran teilhaben, Reinigung der Seele, Vergebung der Sünden, Gemeinschaft des Heiligen Geistes erlangen.“ Es kommt hier auf das kurze, aber ganz wichtige Motiv an „Sende deinen Heiligen Geist über uns alle“. Er, der Schöpfer Geist, soll uns, ja uns wandeln. Das ist der Sinn der heiligen Kommunion, wie wir diesen entscheidenden Teil der Eucharistiefeier nennen.

In dem Epiklese-Gebet der orthodoxen Liturgie bittet die Kirche aber nicht nur darum, dass „wir alle“ werden, was wir empfangen: Leib Christi (wie Augustinus formuliert), sondern – natürlich – auch, dass der Heilige Geist auch „die Gaben“ wandle. Die Gaben, das sind Brot und Wein. Er möge sie wandeln, damit sie seien der Leib und das Blut Christi. Hier zeigt sich: das Gebet um den Heiligen Geist, das wesentlich zur Eucharistiefeier gehört, ist die Bitte um eine zweifache

Wandlung: die Menschen sollen gewandelt werden, aber auch die Gaben sollen gewandelt werden. Dazwischen waltet eine innere Ordnung: die Gaben sollen zum Leib und Blut Christi gewandelt werden, damit sie in der heiligen Kommunion empfangen werden und sich darin die zweite Wandlung ereignet: die der Menschen. Vielleicht sind jetzt einige unter uns beunruhigt. Wird hier eine neue Lehre vorgetragen? Haben wir nicht etwas anderes gelernt und bisher auch praktiziert, das nämlich die Wandlung von Brot und Wein zum Leib und Blut Christi sich ereignet, wenn der geweihte Priester über ihnen die Worte spricht, die Jesus bei der Einsetzung der Eucharistie im Abendmahlssaal gesprochen hat: „Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut“? Es ist richtig, dass wir uns daran gewöhnt haben und so auch unterrichtet worden sind, dass das Sprechen der Einsetzungsworte durch den Priester die Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi bewirkt. Dies soll nun nicht in Frage gestellt werden. Aber es ist doch gut begründet, wenn wir die Wandlung der Gaben nicht ausschließlich daran binden, dass der Priester die, wie wir sagen, Wandlungsworte spricht. Es ist richtiger, wenn wir die Wandlung der Gaben in den Leib und das Blut Christi sich im Miteinander wenigstens dreier Worte sich ereignen lassen. Es sind die Worte der Erinnerung, der Anrufung und der Lobpreisung, die in das eucharistische Hochgebet eingeflochten sind. Woran haben wir zu denken? Wir haben über das Wort der Anrufung, das ist das Wort der Epiklese, schon gesprochen. Wir alle haben es ungezählte Male gehört und trotzdem vielleicht, was seine große Bedeutung für die Eucharistiefeyer betrifft, doch auch überhört. In einem unserer gebräuchlichen Hochgebete lautet das Gabenepiklesegebet so: „So bitten wir dich, Vater: der Geist heilige diese Gaben, damit sie uns werden Leib und Blut unseres Herrn Jesus Christus“. Also: wie der Heilige Schöpfer-Geist uns wandelt, wenn wir den Leib Christi empfangen, so wandelt er, der Schöpfer-Geist, auch die Gaben von Brot und Wein zum Leib und Blut Christi. Das könnte ein Mensch ja gar nicht vollbringen. Auch der Priester kann nur darum bitten, dass der Heilige Geist selbst es tut. Wird er es tun? Haben wir eine gläubige Gewissheit, dass er es tut? Ja, diese Gewissheit haben wir; denn Jesus hat es im Abendmahlssaal verheißen, als er das Sakrament der Eucharistie einsetzte und dann sagte: Tut dies zu meinem Gedächtnis. Dies also ist der Sinn der Einsetzungsworte, die der Priester spricht. In ihnen lässt er die Erinnerung an die Verheißung und an den Auftrag Jesu laut werden. So haben wir nun schon zwei der drei Worte benannt: das Wort der Anrufung und das Wort der Erinnerung. Wir können es auch einmal in griechischer Sprache sagen: das Wort der Epiklese und das Wort der Anamnese. Und dann das dritte Wort, das zur Wandlung der Gaben in das eucharistische Brot gehört. Wir können es nennen das Wort der Lobpreisung. Es ist ebenfalls ganz wichtig und darüber hinaus ganz alt. Wir haben es am Anfang unserer Betrachtung gehört, als der Bericht von der Begegnung der Emmausjünger mit dem auferstandenen Herrn gelesen wurde. Da hieß es: „Und als er mit ihnen bei Tisch war, nahm er das Brot, sprach den Lobpreis, brach das Brot und gab es ihnen.“ Jesus sprach den Lobpreis. Hinter

diesem Wort verbirgt sich eine lange, aus dem Judentum stammende Gewohnheit. Es handelt sich um den immer wieder und in vielen Situationen zu betenden Lobpreis Gottes, wie wir ihn zum Beispiel auch im Bereich der Gabenbereitung in unserer Messe kennen. Da betet der Priester solch einen Lobpreis, hebräisch: berakah, griechisch: eulogia oder, was dasselbe ist: eucharistia. Er sagt: „Gepriesen bist du, Herr, unser Gott, du schenkst uns das Brot, du schenkst uns den Wein, die Früchte der Erde und der menschlichen Arbeit...“ Im Bereich des eucharistischen Hochgebets wird an die Lobpreisung erinnert, die Jesus gesprochen hat und unter deren Sprechen er das Sakrament der Eucharistie eingesetzt hat. Im Markusevangelium heißt es beispielsweise so: „Während des Mahls nahm Jesus das Brot und sprach das Dankgebet – was dasselbe ist wie das Lobgebet –...Dann nahm er den Kelch und sprach das Dankgebet“ – auch hier haben wir wieder an das Lobgebet, an die Eucharistia, zu denken. Diese kleine Notiz, dass Jesus das Lob- und Dankgebet sprach und sich dabei das Brechen des Brotes und seine Wandlung ereignete, ist in der Liturgie unserer Kirche aufgegriffen und breit entfaltet worden. Und nun haben wir in jeder Eucharistiefeier das Lobgebet in der Gestalt des sogenannten eucharistischen Hochgebets oder der Anaphora, um es griechisch zu sagen, vor uns.

Dies alles bedeutet: die Wandlung des Brotes und des Weines in den Leib und das Blut des Herrn geschieht nicht nur dann, wenn der Priester die sogenannten Wandlungsworte, das heißt die Einsetzungsworte spricht, sondern im Ganzen des eucharistischen Hochgebets, das heißt, wenn er – im Namen der Gemeinde und in der Vollmacht des Herrn - das Wort der Lobpreisung spricht, in dem dann auch das Wort der Anrufung, das ist das Wort der Epiklese, und das Wort der Erinnerung, das ist das Wort der Anamnese, vorkommt.

Wir haben nun viele Gedanken entfaltet, die in den Bereich der theologischen Besinnung gehören, aber doch den Sinn hatten, den Gehalt der Eucharistiefeier, zu der wir Christen Sonntag für Sonntag zusammenkommen, zu beleuchten. Was hat das alles mit unserem Leben zu tun? Ich will es durch eine kurze Deutung einer Parabel von Franz Kafka zu sagen versuchen. Die Parabel trägt die Überschrift „Der Aufbruch“ und lautet:

„Ich befahl mein Pferd aus dem Stall zu holen. Der Diener verstand mich nicht. Ich ging selbst in den Stall, sattelte mein Pferd und bestieg es. In der Ferne hörte ich eine Trompete blasen, ich fragte ihn, was das bedeute. Er wusste nichts und hatte nicht gehört. Beim Tore hielt er mich auf und fragte: >Wohin reitest du, Herr?< >Ich weiß es nicht<, sagte ich, >nur weg von hier, nur weg von hier. Immerwort weg von hier, nur so kann ich mein Ziel erreichen.< >Du kennst also dein Ziel<, fragte er. >Ja<, antwortete ich, >ich sagte es doch: Weg von hier, das ist mein Ziel.< >Du hast keinen Eßvorrat mit<, sagte er. >Ich brauche keinen<, sagte ich, >die Reise ist so lang, dass ich verhungern muss, wenn ich auf dem Weg nichts bekomme. Kein Eßvorrat kann mich retten. Es ist ja zum Glück eine wahrhaft ungeheure Reise.<“

Was haben wir in dieser aufregenden Parabel erzählt bekommen? Das Ziel, das sich in einem geheimnisvollen Trompetenstoß meldet, ist allein das „Weg-von-hier“. Ein benennbares Wohin und damit eine bestimmte Richtung gibt es für die Reise nicht. Es genügt, wenn es gelingt, das Hier und Jetzt zurückzulassen. Die Reise führt ins Offene. Was sollen wir uns darunter vorstellen? Es bleibt offen. Der Aufbrechende verzichtet auf jedweden Essvorrat. Es wäre sinnlos, für diese Reise etwas mitzunehmen. Jeder Essvorrat wäre ein begrenzter, und so würde er in begrenzter Zeit auch aufgezehrt werden. Die Reise aber wird eine unendliche, ja ungeheure Reise sein. Zwischen jedwedem Essvorrat und der vorgesehenen Reise kann keine vernünftige Beziehung hergestellt werden. Der Reisende wird folglich verhungern müssen, wenn ihm unterwegs niemand etwas zum Essen und Trinken reicht. Wird jemand da sein, dies zu tun? Wird jemand bereit sein, dem Reisenden zu Hilfe zu kommen?

Was uns der Glaube über den Menschen sagt, klingt anders; was uns die Kirche für den Weg des Menschen anbietet, sieht anders aus. Das Ziel, auf das wir Christen zulaufen, ist das himmlische Jerusalem, also nicht das Offene als solches. An dem Weg, auf dem wir auf unser Ziel zugehen, ist uns nicht ein wenig eingeweihter Diener behilflich, sondern die dienende Kirche, die uns den Essvorrat zu reichen vermag, den wir auf unserem Weg auf das himmlische Jerusalem zu brauchen. Es ist letztlich die Eucharistie, das Mahl der Pilger auf ihrem Weg. Es ist eine einfache, aber kräftige Speise, uns bereitet durch den, der uns auf den Weg zu sich gesetzt hat und mit ganzem Herzen hofft, dass wir das Ziel erreichen, das er selbst ist. Wann immer sich dies ereignet, widerfährt uns, was die Emmausjünger erlebt haben, als sie den Herrn beim Brechen des Brotes erkannten und darin zu Menschen verwandelt wurden, die auf ihrem Weg nach Emmaus umkehrten, um nach Jerusalem zurückzugehen, wo sie sich den anderen, die schon gläubig geworden waren, anschlossen.

3) „Noch in derselben Stunde brachen sie auf...“

„Noch in derselben Stunde brachen sie auf und kehrten nach Jerusalem zurück, und sie fanden die Elf und die anderen Jünger versammelt. Diese sagten: Der Herr ist wahrhaft auferstanden und ist dem Simon erschienen. Da erzählten auch sie, was sie unterwegs erlebt und wie sie ihn erkannt hatten, als er das Brot brach.“(Lk 24, 33-34)

Es soll auch in dieser dritten Meditation um den tieferen Sinn dessen gehen, was wir so oft tun, wenn wir in der Kirche zusammenkommen und die Eucharistie feiern. Die drei Leitworte, die unsere Besinnungen gegliedert haben, lauten: martyria, leiturgia, diakonia: Begegnung mit Gott im Hören seines Wortes, Begegnung mit Gott im Empfang des Leibes und Blutes Christi, Begegnung mit

Gott im Dienst an den Brüdern und Schwestern. Dem dritten Motiv wollen wir uns heute zuwenden: Diakonia, Dienst.

Die beiden Emmausjünger sind dem auferstandenen Christus begegnet. Er hat sich ihnen in der Auslegung der heiligen Schriften und im Brechen des Brotes geöffnet und geschenkt. Es hat sie erfüllt: Brannte nicht unser Herz!, so drückten sie ihre Freude darüber aus. Nun könnte man sich vorstellen, dass sie noch etwas Anderes sogleich hinzugefügt hätten – ähnlich wie die Jünger, die den Herrn auf dem Berg der Verklärung gesehen hatten. „Laßt uns hier drei Hütten bauen“, so hatten sie gesagt. Sie wollten in der Nähe des Herrn bleiben; aber sie mussten dann doch vom Berg wieder heruntersteigen, und nach Ostern sollten sie von dem sprechen, was ihnen widerfahren war. Man könnte sich also vorstellen, die beiden Emmausjünger hätten gesagt: Herr, bleibe nicht nur in dieser Nacht bei uns, sondern immer, und wir wollen immer in deiner Nähe ausharren. Doch so hat es sich nicht ereignet. Der Herr entzog sich ihren Augen, und die Emmausjünger brachen auf, um nach Jerusalem zu gehen und sich dort den anderen Jüngern anzuschließen und sich mit ihnen über ihre österliche Begegnung mit dem Herrn auszutauschen. Sie waren also umgekehrt. In dieser Wendung ihres Weges – von Jerusalem nach Emmaus zuvor und jetzt von Emmaus zurück nach Jerusalem – zeigte sich die Verwandlung an, die ihnen in der Begegnung mit dem Herrn geschenkt worden war. So ist es immer: wenn Menschen dem Herrn begegnen und sich ihm anschließen, ändert sich der Weg ihres Lebens. Mit einer neuen Perspektive kehren sie in ihr Leben zurück. Nun sind sie gewandelte und sogleich auch gesandte.

Wir stoßen hier auf einen Rhythmus, der uns im Raum des Glaubens immer wieder begegnet. Das Christliche bewegt sich im Hin und Her zwischen Kommunion und Mission, zwischen Segnung und Sendung. Das heißt: wer immer dem Herrn begegnet und sich ihm anvertraut, der wird von ihm sogleich dorthin gesandt, wo der Same seines Wortes und seines Leibes ausgesät werden will. Der Acker aber ist die Welt. Wen Gott beruft, den schickt er in die Welt. Die Kommunion setzt sich in der Mission, die Sammlung in der Sendung fort. Und so fügt sich der sofortige Aufbruch der Emmausjünger nach Jerusalem gut in das ein, was sich dort immer ergibt, wo der Herr Menschen in seine Gemeinschaft ruft.

In jeder Heiligen Messe wiederholt sich dies unter uns. Wenn das Wort Gottes verkündet worden ist, richten wir unseren Blick auf den Herrn und antworten ihm im Bekenntnis des Glaubens. Wenn wir den Leib Christi empfangen, werden wir in seinem Leib gesammelt und werden wir mit den Schwestern und Brüdern im Glauben neu vereint. Doch damit ist das Ende der Bewegungen nicht erreicht. Es folgt dann wesentlich noch die Sendung. Das letzte Wort der Liturgie lautet: Nun gehet hin in Frieden. Geht, ite, jetzt seid ihr gesandt: missa est. Kehrt in eure Welt zurück, aber nun als solche, die ihre Gemeinschaft mit dem österlichen Christus verkostet und vertieft haben. Geht nun dorthin, wo ihr von dem, was ihr erlebt habt, Kunde bringen könnt, dorthin, wo ihr von dem, was euch

geschenkt wurde, mitteilen könnt. Das Christsein lebt immer in der Doppelbewegung von Sammlung und Sendung, von Kommunion und Mission, von Eucharistie und Diakonie. Wir haben über den einen Pol: Sammlung und Wandlung in den beiden ersten Meditationen nachgedacht. Jetzt gilt es den Blick auf den anderen Pol, die Sendung, zu richten. Er legt sich in vier Einzelmotive auseinander. Wir wollen sie nacheinander anschauen.

Das erste Motiv: es begegnet uns in der Erzählung von den Emmausjüngern. Sie kehrten nach Jerusalem zurück und schlossen sich den anderen an. Und sie erzählten und berichteten voreinander, was sie erlebt hatten, und blieben fortan zusammen als christliche Gemeinschaft, wir können auch sagen: als christliche Gemeinde. Dies ist in der Tat etwas für die, die dem Herrn begegnet sind, ganz Kennzeichnendes, dass sie sich zusammenfinden, vor- und miteinander zur Sprache bringen, was ihnen widerfahren ist, und miteinander beten und singen. Das geschieht grundlegend im sonntäglichen Gottesdienst als der ersten und wichtigsten Versammlung der Christen. Um diese erste und wichtigste Zusammenkunft herum können sich dann weitere Begegnungen der Christen untereinander bilden, es können sporadische Begegnungen sein oder auch festere Formen des Zusammenseins. Hier kann dann alles Platz haben und sinnvoll sein: Zusammenkünfte in der Kirche zu Andachten, Zusammenkünfte im Gemeindehaus zu Bildungsveranstaltungen, Zusammenkünfte der Frauengemeinschaft, Zusammenkünfte der Jungen in ihren Gruppen, das regelmäßige Zusammenkommen von Christen in geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen und so weiter, und so weiter. Man braucht nur in den Pfarrbrief hineinzuschauen. Dann sieht man, was es an Möglichkeiten gibt. Dies ist alles ein Ausfluss aus der zentralen Zusammenkunft, in der Christen sich ihrer Zugehörigkeit zu Christus vergewissern: aus der sonntäglichen Eucharistiefeyer. Dies ist alles wichtig und bedarf der beständigen Pflege, damit es von innen her lebt. Sonst zerfällt es und die, die zusammenkommen sollten, bleiben zuhause. Das hat es übrigens auch gegeben. Schon im Hebräerbrief, der am Ende des 1. Jahrhunderts von Rom aus geschrieben wurde, findet sich die Ermahnung: „Lasst uns nicht unseren Zusammenkünften fernbleiben, wie es einigen zur Gewohnheit geworden ist, sondern ermuntert einander...“(Hebr 10,25). Es wird jeder und jede sehen müssen, was jeweils passt; denn niemand kann, wie wir sagen, auf allen Hochzeiten tanzen. Wichtiger dürfte der Gesichtspunkt der Verlässlichkeit und Verbindlichkeit sein. Es ist ja bekannt, dass viele Früchte erst wachsen, wenn der Boden beständig bereitet wird. Es sei gerade noch angemerkt, dass der Bericht über die Rückkehr der Emmausjünger nach Jerusalem eine interessante Notiz enthält: es wird gesagt, die nun wieder zusammengekommenen Jünger hätten sich „erzählt, was sie erlebt hatten“. Ja, so ist es, die Glaubensgemeinschaft ist immer auch Erzählgemeinschaft. Im Erzählen entsteht in der einfachsten und persönlichsten Weise Gemeinschaft, auch im Raum der Kirche.

Das zweite Motiv: Christen leben christlich nicht nur, wenn sie mit anderen Christen zusammen sind, - was sich von selbst versteht. Sondern es gibt auch den weiten Bereich der ganz persönlichen Lebensführung. Aber auch diese erhält eine Formung und Prägung aus der Verwandlung in den Leib Christi, die sich ereignet, wenn es zur Begegnung mit dem Herrn in seinem Wort und im Empfang der eucharistischen Gaben kommt. Welche Lebensart entspricht ihr? Es wäre hier sehr vieles zu sagen. Ich greife einen Gedanken heraus, der seine besondere Bedeutung dadurch hat, dass er auf die Predigt Jesu selbst zurückgeht und in seiner Bergpredigt überliefert ist: es ist das Leben in lauterer Gesinnung, in reiner Absicht. Wir kennen alle Menschen, die sich so verstehen und verhalten. Wir sagen dann: sie haben einen aufrichtigen Charakter. Und wir meinen dann, dass sie nicht um eines falsch verstandenen eigenen Vorteils willen dies oder das tun, sondern allein auf das Rechte bedacht sind. Wenn das bei einem Menschen der Fall ist, dann breitet sich dort eine gute Atmosphäre aus: Ruhe, Frieden. Das 6. Kapitel des Matthäusevangeliums entfaltet diesen Gedanken des Lebens in Lauterkeit als einen zentral biblischen und dies dreifach: dreifach im Sinne der drei Kontexte, in denen sich menschliches und christliches Leben abspielt. Der eine Kontext ist der, wie wir sagen können, religiöse: es geht um die Beziehung zu Gott. Der zweite Kontext ist der des Zusammenlebens mit anderen Menschen. Der dritte betrifft die Aufmerksamkeit auf das eigene Leben. Die drei Variationen des einen Gedankens werden in der Bergpredigt durch den Satz eröffnet: „Hütet euch, eure Gerechtigkeit vor den Menschen zur Schau zu stellen, sonst habt ihr keinen Lohn von eurem Vater im Himmel zu erwarten.“ Das ist es: ohne Hintergedanken und ohne ein Schielen nach Anerkennung soll der Jünger Jesu das Rechte tun – in seiner Beziehung zu Gott: Wenn du betest, geh in dein Kämmerlein, schließ es zu, und dann bete. Der Vater im Himmel sieht es; - in seiner Beziehung zum Nächsten: Wenn du ihm hilfst durch ein Almosen, dann soll deine Rechte nicht wissen, was die Linke tut. Das Almosen soll verborgen bleiben. Der Vater im Himmel sieht es; - in seiner Beziehung zu sich selbst: Wenn du fastest, was ja für dein Wohlbefinden gut ist, dann gib dir kein trübseliges Aussehen und mache kein finsternes Gesicht; salbe dein Haar und wasche dein Gesicht, damit die Leute nicht merken, dass du fastest. Der Vater im Himmel sieht es. Die drei Weisungen, die Jesus gibt: das aufrichtige Almosengeben, das aufrichtige Beten, das aufrichtige Fasten, sie sind nicht zufällig zusammengestellt. Es gibt zwischen ihnen so etwas wie eine Systematik. Miteinander betreffen sie die wesentlichen Beziehungen, in denen wir als Menschen und erst recht als Brüder und Schwestern im Glauben leben. Im Hintergrund wird das Grundgebot der Liebe erkennbar, die in dreifacher Richtung gelebt werden will: wir sollen Gott lieben, wir sollen den Nächsten lieben und wir sollen uns selbst lieben. Die Liebe aber ist sie selbst in dem Maße als sie in lauterer Gesinnung gelebt wird. In all dem haben wir es mit der Lebensweise zu tun, der zu folgen derjenige sich aufgerufen weiß, der dem Herrn begegnet ist und darin zu

einem anderen Menschen gewandelt wurde. In diesem Sinn gehört dies zu der Sendung, in die der Gottesdienst einmündet.

Das dritte Motiv: Im „Ite, missa est“, mit dem die Gottesdienstgemeinde entlassen oder besser: entsandt wird, öffnet sich die Eucharistie aber nicht nur auf das Binnenleben der christlichen Gemeinde und auf die persönliche Lebensgestaltung der Einzelnen hin, sondern auch auf den weiten und offenen Acker der Welt hin. Dort, nicht aber in abgeschlossenen Ghettos, leben wir ja, auch wenn wir Christen sind. Und dies ist nicht erst heute der Fall; es war immer so und wird immer so bleiben. An dieser Stelle sei an einen der kostbarsten Texte aus der alten Kirche erinnert, in dem das ganz deutlich gesagt wird: es sind das 5. und 6. Kapitel des „Briefes an Diognet“, dessen Verfasser unbekannt ist und von dem wir nur wissen, dass er aus dem 2. Jahrhundert stammt. Ich lese einige Sätze aus diesem Brief vor: *„Die Christen unterscheiden sich weder durch Heimat noch durch Sprache noch durch Brauchtum von den übrigen Menschen; sie bewohnen nirgends eigene Städte, bedienen sich keiner außergewöhnlichen Sprache und führen kein absonderliches Leben. ... Sie wohnen in den Städten der Griechen und denen der Barbaren, wie das Schicksal es jedem zuteilt; sie fügen sich den Sitten des Landes in Kleidung, Speise und übriger Lebensart, indem sie aber zugleich einen wundersamen und anerkannterweise paradoxen Wandel in ihrer Lebensart an den Tag legen. ...Jegliche Fremde ist ihnen Heimat, und jegliche Heimat Frem-de.“* Worin besteht nun die „wundersame und paradoxe Lebensart“ der Christen in-mitten der Welt? Wir können mit zwei Begriffen antworten, die in vielen ökumenischen Texten zu finden sind. Sie klingen ein wenig abstrakt, entfalten aber sogleich ihre innere Kraft, wenn man sie bedenkt. Sie lauten: Zeugnis und Dienst. Zeugnis, das soll unser drittes Motiv sein. Wessen Herz von etwas voll ist, der kann nicht anders, als darüber vor anderen zu sprechen, das heißt: es bezeugen. Das kann darin bestehen, dass man in einfacher und unaufdringlicher Weise Rechenschaft gibt, wenn man gefragt wird, wie es im 1 Petrusbrief heißt (3,15): *„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu geben, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.“* Es kann freilich auch darin bestehen, dass man aus Treue zu dem, was man in der Begegnung mit dem Herrn empfangen hat, Schwierigkeiten zu ertragen bereit ist, - wenn die Stunde es erfordert. Und dies kann sich durchaus ereignen, auch heute. Die Formen der Zurückweisung der Christen um ihres Glaubens und Lebens willen kann sich in subtilen Formen abspielen, aber auch gewalttätige Züge annehmen. Doch sind die Situationen des Martyriums letztlich doch Ausnahmesituationen. Das christliche Zeugnis hat seinen ersten, was heute nicht heißt: einfachen Ort dort, wo es um das Zur-Geltung-Bringen der christlichen Werte im Raum der Öffentlichkeit und um die Weitergabe des ausdrücklichen Glaubens in der Familie und in der Schule und in der Pfarrei geht. Man hat manchmal den Eindruck, dass es unter unseren Zeitgenossen eine neue Aufmerksamkeit für den Glauben und die Gemeinschaft der Glaubenden, die Kirche, gibt. Da müssen wir gerüstet sein, zum Bau der neuen Brücken, die vielleicht geschlagen werden können, beitragen zu

können. Im ganzen gilt es, eine gewisse Ängstlichkeit und Zaghaftigkeit, die es seit einigen Jahren unter uns Christen gibt, zu überwinden. Die Botschaft, die wir zu bezeugen haben, verdient es nach wie vor, den Menschen nahegebracht zu werden. Dazu werden wir eingeladen, wenn es am Ende der Heiligen Messe heißt: *Ite, missa est*, Geht hin Frieden!

Das vierte Motiv: Es ist das Motiv der Diakonia im engeren Sinne. Wir werden gesandt zu dienen. Dieser Dienst gilt zunächst und im Alltag unseres Lebens denen, mit denen wir unser Leben und Arbeiten teilen. Was da tagtäglich und selbstverständlich und unauffällig geschieht, macht einen erheblichen Teil unseres Lebens und auch unserer christlichen Sendung aus. Aber dann gilt der Dienst in besonderer Weise den Bedürftigen, den Hilfsbedürftigen, den unter die Räuber Gefallenen aller Art. Ein solcher Dienst ist in besonderer Weise eine Weise der Nachfolge Jesu, also dessen, der nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen. Und er hat es ja auch getan, als er sich den Armen, den Kranken, den Sündern zuwandte und ihnen Heilung und Zuwendung schenkte. Es ist wichtig, dass solch ein Dienst als Folge der Begegnung der Christen mit ihrem Herrn in der Eucharistie in unserer Kirche nicht vernachlässigt wird. Darum haben wir kirchlicherseits Krankenhäuser und Altenheime und Hospize unterhalten und sollten alles tun, dass dies auch in Zukunft möglich ist. Gleichzeitig bleibt es wichtig, dass alle einzelnen Christen tun, was ihnen möglich ist, wenn Hilfe, Diakonie, angesagt ist. Dazu werden wir aus dem Gottesdienst entlassen, wenn uns zugerufen wird: *Ite, missa est*, Geht, nun seid ihr gesandt. Der selbstlose und beständige Dienst an den Armen gilt, auch in den Augen der Welt, als eine besonders glaubwürdige und überzeugende Weise, wie die Nähe der Kirche zu Christus, ihrem Herrn, und die Zugehörigkeit der Christen zum Leib Christi gelebt werden. Es ist kein Zufall, dass man, wenn man Beispiele für den gelebten Glauben sucht, bald auf Gestalten wie Erzbischof Romero von San Salvador, Mutter Teresa aus Kalkutta oder – in früheren Jahrhunderten – Franz von Assisi stößt. Doch reicht es nicht, den zufriedenen Blick auf solchen Gestalten ruhen zu lassen; letztlich geht es darum, dort persönlich tätig zu werden, wo ganz unerwartet und unbestellt ein Lazarus vor der Tür oder ein unter die Räuber Gefallener am Weg liegt. Dann tätig zu werden, ist durchaus nicht einfach. Es macht die Überschreitung von Grenzen, die Überwindung von Hemmungen nötig.

In der Sendung, mit der die Eucharistiefeier endet, wird eine Tür geöffnet – hinein in das Leben zuhause, auf der Straße, am Arbeitsplatz. Was ganz verschieden zu sein scheint – hier die Kirche, dort die Welt, hier die Kommunion mit Christus und seiner Gemeinde, dort das Leben in seinen vielfältigen Bezügen –, wird so aufeinanderbezogen, ja miteinander vernetzt. Es sollte deutlich werden, dass das *Ite, missa est* sich vierfach verzweigt: das Zusammenkommen in der Christengemeinde, die persönliche Lebensführung im Zeichen der Einfachheit und

Lauterkeit, das Zeugnis des Glaubens vor dem Forum der Welt, der aufmerksame Dienst an denen, die der Hilfe bedürfen. So schließt sich der Kreis von der Martyria über die Leiturgia zur Diakonia. Und in alldem lebt die Koinonia – die Gemeinschaft der Christen mit Christus, dem zur Rechten des Vaters erhöhten Herrn, und untereinander.

Es ist immer wieder gesagt worden, die Feier der Eucharistie sei die Mitte des kirchlichen Lebens. Ja, dies ist so – an Anfang der Kirche an. Wir haben mit der Erinnerung an die Begegnung der Emmausjünger mit dem österlichen Christus begonnen. Ich möchte jetzt schließen mit einem fast ebenso alten, gleichwohl nachbiblischen Text. Er stammt von Justin und aus dem zweiten Jahrhundert. Da kommt in eindrucksvoller Weise zur Sprache, was die frühe Kirche praktizierte, und gleichzeitig wird noch eine innere Beziehung zwischen der Eucharistie und dem Sonntag hergestellt:

„An dem Tag, der >Tag der Sonne< genannt wird, kommen alle in der Stadt und auf dem Land Wohnenden am gleichen Ort zusammen. Dann werden die Erinnerungen der Apostel vorgelesen oder die Schriften der Propheten, solange die Zeit es erlaubt. Wenn dann der Vorleser seinen Dienst beendigt hat, hält der Vorsteher eine Ansprache, in der er eindringlich mahnt, diese guten Lehren zu befolgen. Dann stehen wir alle zusammen auf und beten. Dann... wird Brot, Wein und Wasser herbeigebracht. Der Vorsteher sendet mit aller Kraft Gebete und Danksagungen empor, und die Gemeinde stimmt zu, indem sie das Amen spricht. Dann erhält jeder der Anwesenden Anteil an den Gaben, über welche die Danksagung gesprochen ist. Den Abwesenden wird davon durch die Diakone geschickt.... Am Sonntag kommen wir alle zusammen, weil er der erste Tag ist, der Tag, an dem Gott die Finsternis und den Urstoff verwandelte und so die Welt erschuf; der Tag, an dem unser Heiland Jesus Christus von den Toten erstand. ...“(Apol. I, 67).]